Ein Roman aus dem Leben

Gib mich frei

Von Hedwig Courths-Mahler

Lisa stand in dem langschleppenden weißen Brautkleide vor dem Spiegel. Vor zwei Stunden war sie auf dem Standesamt nach Recht und Gesetz die Gattin des Barons Ronald von Stolle-Hechingen geworden. Nun sollte die kirchliche Einsegnung der Ehe stattfinden. Lisas Tante, Frau Konsul Limbach, stand vor ihr und betrachtet sie durch ihre Stillorgnette mit kritischen Blicken. Sie gab der Jungfer, die noch um Lisa beschäftigt war, in vornehm lispelndem Ton Anweisungen, was noch an dem Kleide geordnet werden mußte.

Lisa selbst sagte kein Wort dazu. Sie stand in gerader, gezwungener Haltung da und blickte mit großen, verträumten Augen in den Spiegel. Ein scheues verklärtes Lächeln huschte zuweilen um ihren Mund, und leise Seufzer entstiegen ihrer Brust, als sei sie zu eng für das, was sie empfand. Sie war keine Schönheit, die blasse, scheue Lisa. Ihre mittelgroße Gestalt war entschieden noch zu schlank und unentwickelt; die Linien entbehrten der Rundung. Dieser Eindruck wurde noch durch eine steife, gezwungene Haltng verschärft. In ihrem Wesen lag etwas Gedrücktes, Unselbständiges, wie man es bei Menschen findet, die sich nicht frei entwickeln konnten. — Ihr Gesicht war zu farblos und besaß wenig Reiz. Zwar hatte sie wunderschöne, dunkelblaue Augen, reiches braunes Haar und einen hübsch geschnittenen Mund; aber die Lippen lagen meist fest aufeinander, die Augen verbargen sich zu oft unter den Lidern, und das Haar war straff und unkleidsam über die Stirn zurückgenommen. Es bildete am Hinterkopf einen dicken, abstehenden Knoten und gab dem Kopf eine unvortheilhafte Form.

Diese von Frau Konsul Limbach für ihre Nichte gewählte Frisur legte für die Geschmacklosigkeit und den mangelnden Schönheitssinn dieser Dame beredtes Zeugniß ab.

Die Jungfer hatte versucht, der Konsulin wenigstens für heute die Erlaubniß abzuringen, der jungen Braut eine gefälligere, moderne Frisur machen zu dürfen. Sie schlug einen locker fallenden, welligen Scheitel vor, und Lisa hatte bei dieser Bitte mit scheuem Verlangen in die kalten, immer halbgeschlossenen Augen der Tante geblickt. Sie fand ihre eigene Frisur greulich und unschön und hätte ihr Haar schon längst gern anders geordnet. Aber Tantes Befehl verbot das ein für allemal. Auch heute schüttelte sie, die Liplen vornehm kräuselnd, den Kopf.

„Frisiren Sie die Frau Baronin wie alle Tage, Minna. Derartige Frisuren passen für Kellnerinnen und Ladenmädchen, oder für Künstlerinnen, — aber nicht für eine wirklich vornehme Dame."

Lisas Lippen zuckten bei diesen Worten. Sie hätte gern gesagt, daß viele Damen der Gesellschaft sich so frisirten, wie es Minna für sie in Vorschlag gebracht; aber ein Blick in Tante Herminens kaltes, strenges Gesicht hielt sie davon ab. Sie wußte ja aus Erfahrung, daß Tante nie von dem abging, was sie bestimmte. Sie nannte das Konsequenz, ihr Gatte bezeichnete es jedoch im Stillen mit Starrköpfigkeit.

Wie immer, ordnete sich Lisa auch heute dem despotischen Willen der Tante unter. Die Jungfer suchte mitleidig durch Brautkranz und Schleier die strengen Linien der Frisur zu mildern. Dazu lag heute ein leises Roth auf den sonst so blassen Wangen, und die Augen strahlten intensiver. So sah die junge Braut nicht gar so reizlos aus.

Lisa legte auch nicht viel Gewicht auf Aeußerlichkeiten. Schließlich war es gleich, ob sie so oder so frisirt war, — ihrem Ronald gefiel sie doch. Er liebte sie, wie sie war; ihm galt ihre Seele mehr als ihr Aeußeres. „Sonst hätte er sie doch nicht zum Weibe begehrt, — er, ihr Höchstes, Bestes im Leben, ihr herrlicher Ronald, — ihr Gatte.

Welch ein wunderbares unfaßbares Glück, daß er sie liebte, sie, die unscheinbare stille Lisa, die weder schön noch glänzend, weder besonders geistreich noch interessant war! Nie wäre es ihr eingefallen, an seiner Liebe zu zweifeln. So unverdient und märchenhaft ihrem bescheidenem Sinn ihr Glück erschien, so demüthig sie sich auch vor der Größe desselben beugte, nie suchte sie nach einem anderen Grund für seine Werbung. Daß er sie liebte und zur Frau begehrte, war ihr ein holdes Wunder, dem sie sich mit gläubigem Herzen beugte.

Es kam ihr nie in den Sinn, daß vielleicht ihr Reichthum ihn dazu bewogen haben konnte. Reichthum war ihr etwas so Gewohntes, Gleichgültiges. Weil sie es immer besessen hatte, kannte sie die Macht des Geldes nicht. Sie wußte so wenig vom Leben überhaupt und ahnte nicht, daß Geld ein viel mächtigerer Faktor war als Liebe.

Das einzige Gute hatte Tante Hermines Erziehung bei ihr erzielt, daß sie nicht stolz auf die Macht des Geldes pochte wie andere Erbinnen. Lisa wußte wohl, daß ihr die Eltern ein sehr großes Vermögen hinterlassen hatten, daß sie einst auch Onkel und Tante Limbach und auch noch eine Schwester ihres Vaters, Frau von Rahnsdorf, beerben würde. Aber der Begriff, daß sie mit diesen Aussichten eine glänzende Partie war, ging ihr vollständig ab. Dazu hatte sie Tante Hermine viel zu sehr in Bescheidenheit und Demuth erzogen. Tante Hermine war einst ein sehr armes adliges Fräulein gewesen, und obgleich sie bei ihrer Verheirathung sehr wohl mit dem Vermögen ihres Gatten gerechnet hatte, liebte sie es, wegwerfend vom „schnöden Mammon" zu sprechen. Sie verherrlichte die Geburtsaristokratie sehr auf Kosten der Geldaristokratie. Da nun Lisa nicht gleich ihrer Tante ein adliges Fräulein war, sondern nur ein reiches, bürgerliches Mädchen, so fiel es ihr nicht ein, diesen Reichthum als etwas besonders Erstrebenswerthes anzusehen.

Zu ihrer heimlichen Beschämung mußte sie sich indessen eingestehen, daß sie gar nicht das hohe Glück zu würdigen verstand, eine Baronin Stolle-Hechingen zu werden. Die Tante führte ihr dies Glück täglich vor Augen; aber Lisa wußte ganz genau: wenn ihr Ronald irgend ein Schulze oder Lehmann gewesen wäre, sie hätte ihn ebenso lieb gehabt und wäre ebenso stolz gewesen, seine Frau zu werden. Aber das durfte Tante um Himmels willen nicht wissen; und auch Ronald hätte sie das nicht zu sagen gewagt, wenn er auch gar nicht stolz auf seinen Namen pochte, wie es Tante immer that.

Die Konsulin hatte Lisa in ihrer despotischen Weise erzogen, seit diese als achtjährige Waise in ihr Haus kam. Lisa war der Gegenstand einer Erziehungsmethode, die jede persönliche Eigenart erstickt und willensschwache Menschen schafft. Sie war erfüllt von dem Bewußtsein, daß es ihre Pflicht war, sich bedingungslos der Tante unterzuordnen, gleichviel, ob sie Lust dazu hatte oder nicht. Tante Hermine war vom Unfehlbarkeitsteufel besessen; und das schüchterne Kind glaubte an diese Unfehlbarkeit. Wenn sich später auch leise Zweifel daran einstellten, so war Lisa doch inzwischen so willenlos gemacht worden, daß sie nie zu revoltiren wagte.

Onkel Karl, Frau Herminens Gatte, war viel zu gutmüthig, friedliebend und bequem, um seiner Gattin gegenüber seinen Willen zur Geltung zu bringen. Er war zwar mit ihrer Erziehungsmethode gar nicht einverstanden; aber er traute sich doch nicht genug pädagogische Fähigkeiten zu, um einzugreifen. Außerdem blieb ihm bei seinen ausgedehnten Geschäftsverbindungen wenig Zeit, sich um Lisa zu kümmern.

Aeußerte er jedoch einmal sein Mißfallen an der sklavischen Unterdrückung jeder Willensregung seiner Nichte, dann sah ihn seine Gattin mit dem erstauntesten, kältesten und vornehmsten Blick an, den sie auf Lager hatte, und sagte:

„Lieber Karl", — „lieber" wurde stark betont. „Ich wünsche, daß Du mir überläßt, Lisa zu einer wahrhaft vornehmen und wohlerzogenen jungen Dame zu erziehen. Davon verstehst Du nichts. Da der Himmel uns leider selbst ein Kind versagte, will ich die Tochter Deines Bruders mit all der Sorgfalt erziehen, die ich einer eigenen Tochter widmen würde. Ich hoffe, Du machst mir mein schweres Amt nicht durch gedankenlose und gefährliche Weichherzigkeiten noch schwerer. Du weißt, ich wurzle noch mit allen Fasern in dem Boden, dem ich entstamme. In meiner Familie, in der Familie der Freiherrn von Schlorndorf, werden alle jungen Damen in dieser wahrhaft vornehmen bescheidenen Weise erzogen."

Damit wurde Karl Limbach stets zum Schweigen gebracht. Wenn seine Gattin die Geborene von Schlorndorf ins Treffen führte, war er geschlagen. Nicht, weil er diese wohledle Familie so sehr ehrfurchtsvoll zu betrachten pflegte, sondern weil seine Gattin, wenn sie dies Thema anschnitt, überhaupt kein Ende fand und sich so in Selbstberäucherung gefiel, daß er trotz seiner Friedfertigkeit wild wurde. Eheliche Szenen waren ihm aber verhaßt; deshalb gab er dann meist lieber Ferkengeld.

Solange seine Frau noch jung und hübsch war, hatte er ihr zuweilen den Gefallen gethan, sich überzeugen zu lassen, wie beneidenswerth er sei, eine Geborene von Schlorndorf zur Frau bekommen zu haben. Später wurden ihm diese Ergüsse langweilig, und jetzt trieben sie ihn in die Flucht.

So war Lisa den Erziehungsprinzipien ihrer Tante auf Gnade und Ungnade überliefert.

Sie besaß zwar noch eine Tante, die energisch genug war, um Frau Hermine nachdrücklich genug den Standpunkt klar zu machen; aber Frau von Rahnsdorf hatte sich vollständig mit ihrer Schwägerin überworfen, und jeder Verkehr zwischen ihnen hatte aufgehört.

Anna von Rahnsdorf war seit Jahren Wittwe; und da sie auch keine Kinder besaß, hätte sie Lisa sehr gern zu sich genommen. Hermine hatte das jedoch zu hintertreiben gewußt. Sie nahm Lisa hauptsächlich in ihr Haus, um ihre Schwägerin, die sie haßte, zu ärgern. Dadurch war die Feindschaft der Schwägerinnen noch verstärkt worden.

Zwar hatte Hermine einwilligen müssen, daß Frau von Rahnsdorf zu Lisas Hochzeit eingeladen wurde, aber diese hatte abgelehnt zu kommen.

Während Lisa noch vor dem Spiegel stand, wurde ein Brief für sie gebracht. Erröthend schaute sie auf die Adresse:

„Frau Baronin Elisabeth Stolle-Hechingen". Wie sonderbar fremd und doch vertraut ihr dieser neue Name erschien.

„Von wem ist der Brief, Lisa?" fragte die Konsulin ungeduldig. „Du mußt Dich beeilen, wenn Du ihn noch lesen willst."

Lisa öffnete ihn und blickte nach der Unterschrift.

„Von Tante Anna," sagte sie erstaunt.

Die Konsulin machte ein verkniffenes Gesicht, und in ihren kalten Augen zuckte es bösartig auf. Wie unwillkürlich streckte sie die Hand aus, um ihn Lisa fortzunehmen. In demselben Augenblick wurde sie in einer wichtigen häuslichen Angelegenheit abgerufen. Mit einem unschlüssigen Blick auf den Brief in Lisas Hand rauschte sie hinaus. Die junge Frau las den Brief nur flüchtig durch und faltete ihn dann schnell zusammen, um ihn in einer kleinen Ledertasche zu bergen, die zu ihrer Reisetoilette gehörte. Sie wollte ihn später auf der Reise vielleicht, noch einmal aufmerksam durchlesen, da ihr der Inhalt wichtig erschien. Jetzt konnte sie sich nicht näher damit befassen, da Tante Hermine jeden Augenblick zurückkehren konnte. Diese durfte den Brief um keinen Preis lesen, weil er durchaus nicht in schmeichelhaften Ausdrücken von ihr sprach.

Die Konsulin kehrte wirklich gleich darauf zurück.

„Nun, wo hast Du den Brief, Lisa?" fragte sie hastig.

Die junge Frau blickte scheu und beklommen auf.

„Ich habe ihn schon fortgelegt, Tante; er war nur für mich bestimmt."

„Nur für Dich bestimmt? Was soll das heißen?" fragte die Konsulin scharf.

Lisa war betreten.

„Es war ein Glückwunsch zu meiner Hochzeit."

Die Konsulin blickte sie mißtrauisch an; aber ehe sie noch etwas erwidern konnte, wurde an die Thür geklopft und eine klare Männerstimme rief draußen: „Bist Du fertig, Lisa?"

Ein strahlendes Leuchten flog über das Gesicht der bräutlichen Frau. Sie eilte zur Thür und öffnete. Ein großer, schlanker Offizier stand auf der Schwelle. Lisa sah zu ihm auf mit strahlender Innigkeit. Er war eine vrnehme, elegante Erscheinung. Schlanke, sehnige Figur, gebräunter Teint, rassige, festgefügte Züge und klare graue Augen vereinigten sich zu einem sympathischen Ganzen. Der kleine, gestutzte Lippenbart war etwas heller, als das soldatisch verschnittene Haupthaar.

Seine Augen fingen den strahlenden Blick Lisas auf; und einen Moment zog sich seine Stirn wie im Schmerz zusammen.

„Du bist da," sagte Lisa mit einem so warmen, jubelnden Ausdruck, daß seine Stirn sich röthete.

Er führte ihre kleine schmale Hand ritterlich an die Lippen. Dann sah er mit einem Lächeln in ihr Gesicht, einem Lächeln, dem sie nicht anmerkte, wie gezwungen es war.

„Es ist Zeit, Lisa. Wir müssen fort," sagte er mit freundlicher Ruhe. Schnell begrüßte er noch die Konsulin; dann zog er Lisas Arm durch den seinen und führte sie hinaus. Die Konsulin gab der Jungfer noch Weisung, mit dem Reisekostüm der jungen Frau um sechs Uhr im Hotel Fürstenhof zu sein, um dieser beim Umkleiden zu helfen.

Die Hochzeitsfeier des jungen Paares wurde in diesem vornehmsten Hotel abgehalten, weil eine solche Menge Einladungen dazu ergangen waren, daß die Räume der Villa Limbach nicht ausgereicht hätten. Außerdem liebte Frau Hermine große Umwälzungen im Haushalt nicht.

Da viele Gäste von auswärts geladen waren, hatten diese auch zugleich im Hotel Wohnung genommen.

Etwas verstimmt darüber, daß sie den Brief ihrer Schwägerin nicht zu lesen bekommen hatte, fuhr die Konsulin neben ihrem Gatten nach der Peirikirche, wo die Trauung des jungen Paares stattfand.

* * *

Die Hochzeitsgesellschaft saß in dem großen Festsaal des Fürstenhofes in fröhlicher Stimmung an der festlich geschmückten Tafel. Man hatte sich bereits am Abend vorher mit den sympathischen Festtheilnehmern angefreundet, und die formelle Steifheit war unter Einwirkung des Weines verschwunden.

Außer einigen Mitgliedern der Freiherrlich Schlorndorffschen Familie waren noch verschiedene Vertreter der Geburtsaristokratie anwesend. Unweit des Brautpaares saßen Mutter und Schwester des Bräutigams. Die verwittwete Baronin von Stolle-Hechingen sah mit frohen Augen auf ihren stattlichen Sohn. War doch durch seine Verbindung mit der reichen Erbin eine schwere, drückende Last von ihrer Seele genommen.

Lotte Lechingen, Ronalds Schwester, eine bildhübsche schlanke Blondine, blickte jedoch zuweilen besorgt in das ernste Gesicht des Bruders. Sie war von Kind auf seine Vertraute gewesen und wußte, daß er nicht mit freiem, leichtem Herzen in diese Ehe ging.

Neben Lotte saß Kurt Mallwitz, Ronalds bester und intimster Freund und Regimentskamerad. Er unterhielt sich eifrig und angeregt mit seiner reizenden Tischnachbarin. Seine Augen sahen dabei mit Wohlgefallen in Lottes Gesicht.

Sie sprachen von schönen, vergangenen Tagen, die sie gemeinsam verlebt hatten. Als Kadett hatte Kurt Mallwitz seinen Freund Ronald zuweilen nach Hechingen begleiten dürfen. Es war schon damals theure Zeit auf Hechingen gewesen; aber Ronalds Vater hatte noch immer gehofft, sein Stammgut halten zu können. Jedenfalls hatte sich das Jungvolk die Stimmung nicht durch drohende Zukunftsbilder trüben lassen. Schön, wunderschön war es immer gewesen in den Ferien. Sie zehrten noch jetzt davon.

Die beiden jungen Menschen verkehrten in einem heiter freundschaftlichen Ton mit einander, der nur zuweilen, in unbewachten Momenten, ein ernsteres Gepräge erhielt. Dann blickten sie sich seltsam weich und tief in die Augen, selbstverloren, selbstvergessen. — Aber schnell retteen sie sich wieder hinter den neckenden, lustigen Ton.

Sie wußten ganz genau von einander, daß sich hinter diesem leichten Geplänkel etwas Anderes, viel Werthvolleres versteckte; aber sie wußten auch, daß sie sich das nicht sagen durften, daß sie nie einander angehören konnten. Denn sie waren beide sehr arm.

Kurt Mallnitz erhielt von einem Cousin seiner Mutter eine schmale Zulage. Seine verwittwete Mutter lebte bei diesem Cousin, dem Majoratsherrn von Brachwitz auf Brachwitz als Hausdame.

Brachwitz hatte zwar keine Kinder. Sein einziger Sohn war vor Jahren auf einem Ritt tödtlich verunglückt; und der Schmerz darüber hatte auch der Mutter desselben das Leben gekostet. Aber Brachwitz war Majorat und fiel nach dem Tode des jetzigen Besitzers an eine Seitenlinie. Mallwitz hatte also keine Hoffnung, jemals in eine bessere Vermögenslage zu kommen.

Trotz dieser Aussichtslosigkeit liebten sich Lotte Hechingen und Kurt Mallwitz. Aber sie waren tapfer und vernünftig und wußten, daß sie vom Schicksal nichts Unmögliches ertrotzen konnten. Vorläufig waren sie auch noch jung und lebensfroh genug, um sich an der Gegenwart genügen zu lassen, und eins half dem andern, damit die Herzen nicht zu schwer wurden.

Lotte Hechingen war heute auch zu sehr mit ihres Bruders Schicksal beschäftigt, um viel an das eigene zu denken. So lieb sie auch die scheue stille Lisa mit dem weichen warmen Herzen gewonnen hatte, fürchtete sie doch, daß ihr Bruder nicht mit ihr glücklich werden würde, weil sein Herz einer Andern gehörte. Ronald liebte Lilli Sandern, Lottes Pensionsfreundin. Lilli, die Tochter eines vermögenslosen Majors, war ein bildschönes, anmuthiges Geschöpf voll Geist und Temperament; und wenn sie auch kaum so gut und großherzig war wie Lisa, so stellte sie diese doch durch ihre äußeren Vorzüge zu sehr in den Schatten. Ronald würde Lilli wohl sobald nicht vergessen, wenn er auch viel zu ehrenhaft war, um sich nicht gegen diese heimliche Neigung zu wehren.

Außer Lotte wußte nur Kurt Mallwitz um diese Herzensangelegenheit Ronalds.

Lotte seufzte leise und Mallwitz blickte sie forschend an.

„Was ist Ihnen, Baroneß?"

„Ach, Herr von Mallwitz, Sie wissen ja, wie ich mich um Ronald sorge. Schauen Sie ihn an, wie blaß er aussieht."

„Sie sehen in Ihrer Sorge vielleicht mehr als ich. Ein bißchen ernst sieht er aus; aber das ist doch kein Wunder bei so einem ernsten Schritt," suchte er sie zu trösten.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein; mir brauchen Sie nichts vorzumachen, Herr von Mallwitz. Wir zwei wissen doch wie es um ihn steht."

„Ja, — aber wir können ihm mit aller Trübsal nicht helfen. Machen Sie nicht ein so bekümmertes Gesicht, liebe Lotte. Morgen Abend muß ich wieder in die Garnison zurück; und da möchte ich mir die Erinnerung an Ihr frohes, lachendes Gesicht mitnehmen. Wenn ich dann Abends allein auf meiner Bude sitze, dann denke ich an Ihr frohes Lachen und bilde mir ein, ich bin wieder als froher Kadett in Hechingen."

Sie nickte verträumt.

„Das alte liebe Hechingen! Wie ich mich manchmal danach zurücksehne."

„Und nun hausen fremde Menschen dort in den traulichen Räumen. Daran darf man gar nicht denken. Und die herrliche große Wiese hinter dem Park! Wir spielten dort so wunderschön, — Räuber und Prinzessin und dergleichen. Jetzt soll eine große Konservenfabrik dort stehen; der neue Besitzer verwendet Obst und Gemüse nutzbringend."

„Ja," erwiderte Lotte seufzend, „und sie soll viel Geld einbringen."

„Das sagen Sie beinahe schwärmerisch, als wenn Geld etwas ganz märchenhaft Poetisches wäre," neckte er.

Sie nickte eifrig.

„Es ist auch etwas Märchenhaftes, das liebe Geld. Eine goldene Wünschelruthe ist es, mit der man sich so viel Gutes und Schönes herbeizaubern kann. Diese Erkenntniß haben aber immer nur Leute, die nicht im Besitze dieser Wünschelruthe sind."

„Was würden Sie sich wohl mit solch einer famosen Wünschelruthe herbeizaubern, Baroneß?" fragte er lächelnd.

Sie sann mit drolliger Wichtigkeit nach.

„Ein stolzes Schloß am Meer," sagte sie dann lachend.

„Und einen Prinzen dazu?"

„Oh — der käme dann von selbst, wenn ich Schloßherrin wäre."

Er sah ihr voll ernster Weichheit in die Augen.

„Ich glaube, er käm' schon, wenn die Kraft der Wünschelruthe für eine kleine feste Hütte ausreichte, meinen Sie nicht auch, liebe Lotte?"

Sie erwiderte seinen Blick in gleicher Weise.

„Ja, — das glaube ich bestimmt." Und sich zur Heiterkeit zwingend, fuhr sie fort:

„Aber wir wollten ja fröhlich sein; dazu taugen solche Wenn und Aber nicht. Also morgen Abend geht Ihr Urlaub schon zu Ende?"

„Leider."

„Dann sehen wir Sie wohl nicht mehr Morgen?"

„Doch, Baroneß; ich komme, mich von Ihnen und Ihrer Frau Mutter zu verabschieden."

Die Tafel wurde aufgehoben. In dem allgemeinen Tumult, der hierdurch entstand, trat die Konsulin an das Brautpaar heran.

„Es dürfte für Dich an der Zeit sein, Dich jetzt unbemerkt zurückzuziehen, Lisa. Du mußt Dich umkleiden."

Die junge Frau blickte erröthend zu ihrem Gatten empor. Scheu streifte ihr glückstrahlender Blick sein ernstes Gesicht, dieses Gesicht, das sie so unsagbar liebte.

Er sah mit ernster Freundlichkeit auf sie herab.

„So geh, Lisa. In einer Stunde erwarte ich Dich im Vestibül. Bis dahin kannst Du doch bequem fertig sein, nicht wahr?"

Sie nickte nur und drückte leise seine Hand. Dann flüsterte sie der Tante ein paar hastige Abschiedsworte zu, bestellte noch einen Gruß an Onkel Karl, den sie in der Menge nicht sah, und schlüpfte durch das fröhliche Gedränge hinaus.

Die Konsulin sprach noch einige Worte mit Ronald und betrachtete ihn mit stolzerfülltem Herzen. Was sie erstrebt, hatte sie erreicht. Ihre ehrgeizigen Pläne waren erfüllt. Immer hatte es bei ihr festgestanden, daß Lisa eines Tages den Träger eines hochadeligen Namens heirathen würde. Darin gipfelte für sie alle Glückseligkeit. In ihrer Art hatte sie Lisas Wohl und Wehe im Auge und glaubte, mit dieser Ehe ihr Glück begründet zu haben.

Die junge Frau ahnte nicht, wie sehr ihre Tante bei dem Zustandekommen ihrer Ehe betheiligt gewesen war.

Als Ronald Hechingen eines Tages im Hause ihres Onkels erschienen war, erwachte in irer Seele eine tiefe schwärmerische Neigung für den hübschen, eleganten Offizier, dessen ernstes Wesen ihr sofort sympathisch war. Wie ein Traum war es ihr gewesen, als er dann eines Tages um ihre Hand anhielt; wie in einem wundersamen Traum hatte sie ihm ihr Jawort gegeben und war unfähig gewesen, die Größe ihres Glückes zu fassen.

Und nun, nach kurzer Brautzeit, war sie seine Frau, Ohne so recht zum Bewußtsein zu kommen, war diese Zeit an ihr vorübergerauscht. —

Mit fliegenden Pulsen stieg Lisa draußen die Hoteltrepe empor. Minna wartete bereits, um ihr beim Umkleiden zu helfen.

Sie führte die junge Frau in ein Zimmer im ersten Stock, welches unbewohnt war und ihr zum Umkleiden zur Verfügung gestellt wurde. Die Reisetoilette lag bereits ausgebreitet. Schnell machte sich die Jungfer an ihr Werk, denn Lisa hatte etwas Kopfschmerz und wollte noch ein halbes Stündchen ruhen, bis sie unten wieder mit Ronald zusammentraf.

Lisa brauchte nicht viel länger als eine Viertelstunde, um die Kostüme zu wechseln. Sie machte sich vollständig fertig bis auf Hut und Handschuhe und entließ dann das Mädchen.

Als sie allein war, warf sie sich in einen Lehnstuhl und versank in holde Träumerei. Reglos blickte sie zur Decke empor, als wenn dort oben ein lockendes Zukunftsbild ausgebreitet wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Das erwachende Ostasien.

China vor allem und dann auch Indien galten in der zivilisierten Welt bis vor kurzem als Länder, die sich in Bezug auf wirthschaftliche Entwicklung im Zustand eines Dornröschenschlafs befinden. Nur vereinzelt drangen neuerdings Nachrichten in die Oeffentlichkeit, daß man auch dort anfängt, sich dem modernen Weltlauf anzupassen. Sie wurden meist nicht ernst genommen. Aber immer mehr wird die Ansicht durch Leute, die jahrelang in Ostasien verbrachten, erschüttert, daß man dort ein Traumleben führt, aus Bequemlichkeit es versäumt, fortschrittliche Gelegenheiten auszunützen und in einem stagnierenden Zustand verharrt.

Wenn man in Ostasien nur ganz allmählich aus den veralteten Einrichtungen heraus zu Neuerungen übergeht, so muß man zunächst bedenken, daß eine Umwälzung bei so dichter Bevölkerung nur nach und nach geschehen kann. Die Ruhe ist jedoch nur äußerlich. Selbst in dem verzopften China ragen immer mehr Schornsteine empor, die zum Betrieb von Fabriken gehören, deren Herren Männer der gelben Rasse sind, und in denen Schaaren der schlitzäugigen Gesellen für wenige Kupfermünzen in oft zehn- bis zwölfstündiger Arbeit ihr Brot im Schweiße des Angesichts verdienen. Sogar neuerdings oft ohne Hilfe des Abendländers sind diese industriellen Anlagen in den übervölkerten Städten in Betrieb. Wogende Felder, vorwiegend mit Reis bepflanzt, wechseln mit dichten Waldungen ab, deren Holz noch keinem Spekulanten zum Opfer gefallen ist. Weiter und weiter erstreckt das Eisenbahnnetz seine Maschen. Unabschätzbare Lager an Eisen und Kohle harren des Abbaus. Zu ihrer Ausbeute stehen die billigsten Arbeitskräfte zur Verfügung und für die Gehirnarbeit im Betrieb Männer, die an Schlauheit und Zähigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Das haben wenigstens die Japaner zur Genüge bewiesen, die in geduldiger Langmuth den Westen als Lehrmeister benutzt haben.

Die Berichte über das erwachende Ostasien stammen vorwiegend aus englischen Quellen. Dort sieht man darin die wahre gelbe Gefahr. Aber dieses Erwachen wird ziemlich langsam geschehen, zunächst auf kommerziellem und industriellem Gebiete, insofern als die Ausfuhr nach Ostasien mit der Zeit abnehmen wird. Dennoch dürften noch viele Jahre vergehen, bis sich als Konkurrenten Reisende aus dem Orient mit Musterkoffern in Europa oder den Ver. Staaten einstellen, wenn auch Rohmaterial und Arbeitskraft dort noch so billig ist.

Nach den eben bekannt gegebenen Resultaten der Volkszählung in der Südafrikanischen Union ergibt sich eine Gesammtbevölkerung von rund 6 Millionen Seelen, von denen aber nur etwas über 1½ Millionen Weiße sind. Auch in Südafrika wird die Rassenfrage noch viel zu schaffen machen; umsomehr als sich die Schwarzen doppelt so schnell vermehren, wie die Weißen.

Auch durch Schweigen kann man die Leute ausfragen.